



das genie

das blaue palais

SHAYOL

erler

rainer

Rainer Erler

Das Blaue Palais
Das Genie

Roman

LESEPROBE

SHAYOL

PARIA 3801

Rainer Erler: Das Blaue Palais 1 – Das Genie
(Originalausgabe 1979)
Überarbeitete Neuausgabe

© Text: Rainer Erler

© 2006 dieser Ausgabe: SHAYOL.NET E.V. • Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hannes Riffel

Korrektur: Sara Schade

Satz: Hardy Kettlitz

Umschlagfotos: Rainer Erler

Umschlaggestaltung: Isabell Simon & Me Rabenstein

Herstellung: Ronald Hoppe

Druck: FINIDIR s.r.o.

Der Shayol Verlag ist ein Projekt des SHAYOL NET • Netzwerk für
Kultur, Bildung und Wissenschaft e.V. und arbeitet ohne Gewinn-
orientierung.

Shayol Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: shayol@epilog.de

Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN 3-926126-58-2

| 1 |

»Na, wer ist das?« Der Biochemiker Jeroen de Groot spielte Fernsehquiz mit seinen Kollegen.

Fünf Männer und eine junge Frau starrten auf den Bildschirm. Dort jagten Hände über die Tasten, überkreuzten sich – ein Spiel voller Kraft und Leichtigkeit –, hämmerten in rasender Folge sich steigernde Akkorde, versanken in einem unendlich langen, unwirklichen Tremolo.

Der Pianist hatte die Augen geschlossen: konzentrierte Abwesenheit, aufgelöst in harmonischer Disharmonie. »Wer ist das? Jeder von euch kennt das Gesicht dieses Mannes!«

Rätselraten, Schulterzucken, Unschlüssigkeit.

»Woher?« Louis Palm, der Leiter des Blauen Palais, frei gewählt von allen Mitarbeitern, um die Geschäfte des Instituts zu führen, hatte den Kaffeebecher abgesetzt und war aus seinem Labormantel geschlüpft. »Woher sollen wir ihn kennen?«

»Aus der Zeitung, aus Illustrierten, ein Dutzend Mal gesehen, jeder von euch!« Yvonne wusste Bescheid, als Einzige. Aber de Groot hatte ihr das Versprechen abgenommen, nichts auszuplaudern.

»Natürlich muss Yvonne es wissen«, lachte Palm. »Sie ist die Einzige unter uns, die Zeit hat, Illustrierte zu lesen.« Aber das war nicht der wahre Grund: Sie hatte für Jeroen den Brief getippt, an das französische Fernsehen. Jeroen hatte darum gebeten, ihm eine Aufzeichnung zu überlassen: von jenem Klavierkonzert vom 3. November im großen Saal von Versailles – zu wissenschaftlichen Zwecken.

Sie musste also wissen, wer da spielte. Aber sie war nicht bereit, ihr Geheimnis zu verraten. Denn was sie noch mehr faszinierte als das phantastische Spiel dieses seltsamen Mannes, das war die Tatsache, dass sie zum ersten Mal diesen ›gelehrten jungen Männern‹ überlegen war.

Als die anfangen, sich zu langweilen, zu flüstern und zu lachen, zischte Yvonne energisch in die Runde: »Pssst!«

6 | Sofort waren die ›gelehrten jungen Männer‹ still, starrten weiter auf den Fernsehschirm, lauschten diesem genialen Pianisten, den sie nicht kannten, und fragten sich, was diese ganze Darbietung eigentlich sollte.

Vom Park her drang das gedämpfte Licht eines trüben Wintertages durch die hohen Fenster in die Halle. Brüchiger Stuck an der Decke, ein verblichener, rissiger Gobelin an der Wand und die blinden Spiegel zwischen den weißlackierten Türen zum Treppenhaus – das war alles, was von der alten Pracht des Palais übrig geblieben war.

Hier hatte einst ein deutscher Kurfürst im Kreise seiner erlauchtigsten Familie den Darbietungen berühmter Künstler gelauscht. Die waren von Gott weiß woher in diese Abgeschiedenheit geladen worden, waren tagelang über beschwerliche und gefährliche Straßen in diese abgelegene Sommerresidenz gereist. Heutzutage bleiben Künstler, wo sie sind – die Kunst kommt vom Band.

Statt der Hofschranzen versammelten sich nun die Mitglieder des Blauen Palais mittags und abends zum Erfahrungsaustausch bei ihren spartanischen Mahlzeiten: Fertighenüs aus der Tiefkühltruhe, aufgeheizt im Mikrowellenherd, der draußen auf dem Flur zwischen Kisten mit Wissenschafts-Schrott und den Feuerlöschern stand und gefrorenes Gulasch mit Spätzle in Sekundenschnelle zumindest genießbar machte.

In Jeans, Pullovern und weißen, fleckigen Labormänteln, in der Hand die Bierflasche oder den Plastikbecher mit Automatenkaffee, diskutierten sie über die Welt von morgen.

Nur heute hörten sie – vorläufig noch – schweigend zu, bis sich Unruhe breit machte: »Wie lange geht das noch? Ich muss wieder in meinen Keller.« Enrico Polazzo, der Chemiker, liebte weder Geduldsspiele noch Quiz.

Jeroen schätzte den Spulenumfang im Videorecorder: »Noch zwei Minuten, höchstens drei.«

Carolus Büdel, Kybernetiker aus der Schweiz, setzte sich mit einem resignierenden Seufzer auf einen der Kollegstühle, die wie verloren in dem großen, kahlen Raum herumstanden. Neben der Tafel, einem großen Resopaltisch und dem Vortragspult, bildeten sie das einzige Mobiliar. Büdel klappte die Schreibplatte herunter und stützte die Arme auf.

»Ich bin nicht so wahnsinnig interessiert an dieser Art ultramoderner Musik. Ich bin der falsche Zuhörer und bestimmt der Verlierer bei diesem Quiz!«

»Pssst ...!«

Yvonne meldete sich wieder zu Wort: »Man kann doch mal still sein und zuhören, auch wenn man nichts davon versteht, oder?!«

Büdel lachte: »Gerade dann, Yvonne, gerade dann! So mach' ich das immer, wenn die Biochemie mit einer Vorführung am Zuge ist.«

Jeroen winkte ab: »Die Auflösung kommt gleich. Aber ihr denkt alle in der verkehrten Richtung. Der Pianist ist kein Pianist!«

»Was ist er dann?«

Polazzo hatte sich zu Yvonne geschlichen und den Arm um sie gelegt. Als er anfang, ihr ins Ohr zu flüstern, legte de Groot Einspruch ein: »Yvonne – du bist ruhig!«

Sie hob drei Finger wie zum Schwur.

Getreu ihrer neuen Devise ›pink is beautiful‹ trug sie zu einer rosa Samthose und einem rosa Mohairpullover eine rosa Schleife im Haar. Und der Einzige, der wissen konnte, ob sie dazu konsequenterweise auch pinkfarbene Unterwäsche trug,

war Enrico Polazzo, der dicht hinter ihr stand. Der Schwur war also schwer zu halten.

Aber da ließ Polazzo bereits den Arm sinken, holte tief Luft, deutete auf den Monitor – weiß Gott, aus welchem Teil seines Gehirns er schließlich die Information, den Namen des Mannes, der da wie ein Übermensch spielte, ans Tageslicht geholt hatte: »Van Reijn ... Felix van Reijn.«

8 | Jeroen hob die Hand, als wollte er Polazzo beglückwünschen, applaudierte kurz: »Felix van Reijn ist richtig!«

Büdel lehnte sich zurück. »Der Kandidat hat zehn Punkte! Und wie geht's jetzt weiter?!«

»Ruhe – das Finale!«

Jeroen drehte die Lautstärke hoch. Der Pianist geriet in Ekstase. Die irren Läufe, die harten Akkorde dazwischen, all das flutete durch den leeren, riesigen Raum, erfüllte ihn, brach sich an den Säulen, produzierte Echo und Nachhall, der langsam verklang, sich in den alten Mauern verlor, als das Konzert schon längst zu Ende war.

Nach Sekunden der Stille brach – auf dem Fernsehschirm – der Beifall aus. Die Kamera schwenkte weg von diesem Gesicht, das immer noch vor Anspannung vibrierte.

Das Publikum kam ins Bild. Elegant, reich. Schmuckbehängte Frauen über fünfzig waren deutlich in der Überzahl. Frenetischer Applaus. Kronleuchter flammten auf.

Der Pianist erhob sich, erschöpft, glücklich. Er lächelte. Verbeugte sich. Er hob die rechte Hand zu einer kleinen, bescheidenen Geste. Er wirkte erlöst, entspannt ...

Jetzt war er wieder er selbst, ein gut aussehender Mann in mittleren Jahren – genauer gesagt: ein schöner Mann mit einem geradezu unverschämt gut geschnittenen Gesicht. Sein charmantes, triumphierendes Lächeln hatte etwas Bezwingendes. Die Faszination, die er auf sein Publikum ausstrahlte, kannte, wie man hören konnte, keine Grenzen: Der Applaus wollte nicht enden.

Jeroen stoppte das Band.

Das blaue Licht des Monitors, das bisher die Szene in der Halle beleuchtet hatte, erlosch.

Die plötzliche Stille war erschreckend.

Yvonne und die fünf Männer starteten immer noch reglos auf das tote Auge des Fernsehschirms, als hinter ihnen jemand lautstark in die Hände klatschte.

»Bravo!« Das rollende »r« und das melodische »o« gingen ohne Schwierigkeiten in Gelächter über.

Sibilla Jacopescu war Biologin, stammte aus Rumänien und war eine sehr aparte junge Frau.

Ihr kunstvoll-wirres Haar schimmerte rötlichblond im Schein der kalten Leuchtstoffröhren. Die Farbe war bestimmt nicht echt, aber raffiniert ausgewählt.

Wie sie das schaffte, fernab von jedem Friseur in dieser Waldeinsamkeit, das war ein Geheimnis für sich, hinter das nicht einmal Jeroen gekommen war, der mit ihr Labor und Schlafzimmer teilte.

Sie schenkte jedem ein ganz persönliches Lächeln, setzte sich hinter den Klappstisch des Kollegstuhls, riss die heiße Alufolie von ihrem Fertigenü und putzte sich – gegen jede Regel der Hygiene – die Finger an ihrem Labormantel ab.

»Du bist schon lange hier?«

Büdel grinste sie an.

»Ich habe eine Menge mitbekommen – und keine Ahnung, worum es geht!«

»Der Pianist, der keiner ist, wie Jeroen behauptet, war ein gewisser van Reijn.«

»Das sagt mir gar nichts.« Mit ihrer stumpfen Plastikgabel versuchte Sibilla, die chemisch-grünen Erbsen aufzuspießen.

»Van Reijn ist ein genialer Zeitgenosse, gehätschelter Liebling von Jet-Set und Bürgertum.« Jeroen war endlich zu einer Erklärung bereit. »In Rom hat er letzte Woche Gedichte vorgelesen, eigene Gedichte, auf Italienisch natürlich. Der Saal

war ausverkauft. Oder vielmehr: Was heißt ›Saak‹ – die Halle. Da finden sonst Boxkämpfe statt!

Und jetzt wird sein Name im Zusammenhang mit dem Nobelpreis für Literatur diskutiert.«

»Was nicht gerade für den Nobelpreis spricht.« Der Einwand kam von Palm.

10 | »Die Liste seiner Patente ist seitenlang. Er hat Auszeichnungen erhalten für modernes Industriedesign und für funktionelle Mode. Er spricht mindestens ein Dutzend Sprachen, akzentfrei, und das hier war sein erster Versuch als Pianist.«

»Respekt! Dafür war das schon ungeheuer genial!« Büdels Kompliment war ehrlich gemeint.

Da meldete sich ein Kollege zu Wort, der bisher alles schweigend mit angesehen hatte: Von Klöpfer war Physiker und ohne Zweifel das dienstälteste Mitglied im Team des Blauen Palais.

»Darf ich fragen, in welcher Richtung diese Erfindungen ... diese Patente ... wissen Sie darüber Bescheid?«

»Nein, leider nichts Genaues, ich bin kein Physiker. Hier stehen nur zwei Stichworte: abstimmbarer Gas-Laser, also Laser-Strahlen, die ...«

»Danke!« Klöpfer unterbrach und winkte ab. »Weiß schon, ja. Das ist der Bursche, der am MIT die Arbeit von Corbett weitergeführt hat, der leider zu früh verstorben ist. Ein Gerät, das Laserstrahlen in verschiedenen Wellenlängen, also Farben, erzeugt. Und die zweite Sache?«

»Salze zur Speicherung thermischer Energie.«

»Sehr schön! Der springende Punkt zur Auswertung der Solarenergie. Was ist der Mann eigentlich nun? Chemiker oder Physiker oder Dichter?«

»Pianist!«

Büdel stand auf. »Braucht ihr mich noch?«

»Aber natürlich.« Jeroen spulte das Band zurück.

»Ich veranstalte doch kein Mittagskonzert ohne Hinter-

gedanken. Das Ganze erinnert mich nämlich fatal an Versuche, die Sibilla und ich ... Unsere Versuche mit Ratten.«

»Was haben meine Ratten mit deinem Pianisten-Dichter zu tun?« Sibilla rollte ihr rumänisches »r« auch mit vollem Mund.

»Scheinbar nichts – und dennoch ... Es ist eine ganz irre Idee ... Ich hab' hier ein zweites Band: Der Komponist Ole Svendborg spielt eigene Kompositionen im Nachtstudio des schwedischen Fernsehens.«

Jeroen fuhr eine weitere Kassette auf einem anderen Recorder ab. Der zweite Monitor begann zu flimmern.

»Noch ein Gedicht ...!«

Büdel setzte sich wieder.

»Nein – noch ein Klavierkonzert! Oder vielleicht sogar das gleiche!«

Wieder rasten Finger über Tasten, überkreuzten sich die Hände, fanden sich zu einem schwebenden Tremolo.

Jeroen startete nochmals das erste Band.

Wieder spielte van Reijn, Läufe, Tremolo.

Auf zwei Video-Schirmen bemühten sich zwei Pianisten mit genialer Fingerfertigkeit offensichtlich um das gleiche Stück – es gab kaum einen Zweifel.

»Also – wer spielt sein eigenes Werk? Der Schwede?«

Büdel wollte es genau wissen und rückte näher an den Tisch mit den Monitoren heran.

»Beide!«

»Unmöglich! Der Schwede macht weniger Schau, aber es ist das gleiche Stück.«

»Beide spielen eine eigene Komposition!«

»Dann hat einer vom anderen geklaut, ganz klar! So viel versteh' ich gerade noch von Musik. Das hört doch jeder: Die Stücke sind identisch ...« Büdel sah sich um, wartete auf Zustimmung.

Aber seine Kollegen blickten nur fasziniert auf die beiden Schirme, auf van Reijn und auf den Schweden, hörten auf den

Gleichklang der Disharmonien, registrierten die Ähnlichkeit der Technik, ja sogar der Mimik. Es war verblüffend, wie sich der Ausdruck der beiden Pianisten glich.

»Also – welches Konzert hat früher stattgefunden?«

»Das des Schweden.«

»Damit ist der Fall erledigt. Van Reijn spielt es nach!«

12 | »Das ist nicht möglich. Ole Svendborg hat keine Noten hinterlassen. Und seit zwei Jahren ist er tot. Das hier war sein erstes öffentliches Konzert – und sein einziges – sein letztes! Einen Abend lang wurde er gefeiert. Eine große Entdeckung, hieß es.«

Jeroen schaltete das Videoband auf Schnelllauf. Grelle Muster huschten über den Monitor. Bei einer Markierung hielt er das Band an – suchte – schaltete auf Wiedergabe.

Das Konzert war vorüber. Eine Reporterin interviewte den Pianisten. Der gab Auskunft, auf Schwedisch. Jeroen übersetzte und kommentierte: »Nein – es gibt keine Aufzeichnungen – keine Noten. Natürlich nicht – ich improvisiere – ich spiele nach Gefühl – das ist alles – ich spiele, was mir einfällt, was mir gerade in den Sinn kommt ...«

Schneller Rücklauf. Wieder huschten die Muster und Linien über den Schirm – dann erneut das Konzert von Ole Svendborg, kurz vor dem Schluss.

Jeroen blickte in die Runde: »Drei Tage später war er tot!«

Büdel, der Kybernetiker, wischte alle Mystifikationen vom Tisch. »Reijn hat sich das Band hier besorgt, so wie du, und hat danach geübt.«

»Möglich. Obwohl mir das schwedische Fernsehen versichert hat – hier ist die schriftliche Bestätigung des Archivs –, dass dieses Band nie herausgegeben wurde, kein einziges Mal während der letzten zwei Jahre. Es hat sich niemand mehr dafür interessiert.«

»Heimlich aufgezeichnet, während der Sendung, zu Hause ...!« Büdel ließ nicht locker.

Aber Jeroen wühlte bereits in einem Stapel alter Zeitungen.
»So etwas ist möglich, sicher! Aber auch Felix van Reijn spielt ohne Noten. Auch er sagt, er spiele, was ihm so einfielle, was ihm gerade in den Sinn käme. Wörtlich nachzulesen hier im *Francesoir*. Und auch bei van Reijn war es das erste Konzert.«

Palm schaute auf seine Uhr, stand auf, griff nach seinem weißen Mantel.

»Ja, ich muss leider ... Hab noch einiges zu tun. Yvonne, kommen Sie mit?«

Yvonne sträubte sich noch: »Jetzt, wo es gerade spannend wird!«

Aber der allgemeine Aufbruch war nun eingeleitet. Stühle wurden gerückt, leere Essensbehälter und Becher flogen in den Container.

»Halt! Halt! Noch einen Augenblick!« Jeroen hatte die Bänder abgeschaltet und versuchte, die anderen zurückzuhalten: »Ich habe den Fall zur Diskussion gestellt, weil ich darin gewisse Parallelen sehe. Ich sagte schon: Sibilla und ich – und unsere Versuchsreihe mit Ratten – mit begabten Ratten, wohl-gemerkt ...!«

»Lass meine Ratten aus dem Spiel, Jeroen!«

Sibilla legte das Besteck auf die Schreibtischplatte und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

Doch Jeroen schwenkte bereits eine Zeitung. In roten Riesenschriftzeichen verkündete die Schlagzeile: MORD!

»Die Zeitungen hat mein Bruder gesammelt«, fuhr Jeroen fort. »Er ist Musiker, lebt in Stockholm. Drei Tage nach dem Konzert fand man den jungen Pianisten Ole Svendborg tot in seinem kleinen Holzhaus auf einer einsamen Insel in den Schären. Seine Schädeldecke war fachgerecht geöffnet – wie von einem Chirurgen. Das Gehirn war entfernt – war spurlos verschwunden. Ein Toter ohne Gehirn!«

Sibillas Besteck war zu Boden gefallen. Sie bückte sich danach. Dabei kippte auch das Plastiktablett mit dem Essen.

Jeroen schenkte dem keine weitere Beachtung.

»Ja, eben das hat dieser Fall mit uns und unseren Ratten gemeinsam. Eine absurde Idee, vielleicht. Vielleicht ...!«

Erneut schaltete er am Recorder: Auf dem Monitor, im fahlblauen Licht des Fernsehbildes, erschien wieder das Gesicht des Pianisten Ole Svendborg. Er wirkte entrückt, ekstatisch ...

»Die Stelle kommt gleich.«

14 |

Palm hatte seinen weißen Mantel angezogen.

»Können Sie nicht deutlicher werden, Jeroen? Was für eine Idee ist absurd?«

»Wir töten Ratten, die begabt sind, die wir mit Erfolg dressiert haben, die etwas gelernt haben, und entnehmen ihnen das Gehirn – um ihre Begabung und alles, was ihr Gedächtnis gespeichert hat, auf undressierte, also ›unbegabte‹ Ratten zu übertragen!«

Palm lachte, aber es klang nervös und verkrampft.

»Es ist wirklich absurd – ich meine, da irgendwelche Parallelen sehen zu wollen!«

Schluss des Konzerts, atemlose Stille. Das Ende kam ganz unvermittelt und plötzlich – wie bei van Reijn.

»Hier, kommen Sie näher, kommen Sie her! Sehen Sie ...!«

Jeroen hatte das Band der Aufzeichnung gestoppt. Das Bild mit Svendborg, der sich im Vordergrund verneigte, war wie eingefroren. Die Zuhörer, die Hände zum Applaus erhoben, waren erstarrt.

Jeroen deutete in eine dunkle Ecke des Standbildes, zeigte auf eine bestimmte Person im Publikum.

Viel war nicht zu erkennen. Das Raster des Monitors mit seinen Zeilen und Punkten war zu grob, und die Person, um die es ging, war zum Teil verdeckt.

»Sieht man ihn – ist er zu erkennen?« Jeroen spielte mit Leidenschaft die Rolle eines Sherlock Holmes.

»Wer soll zu erkennen sein?« Büdel trat nah an das flimmernde Bild.

Auch Palm kam heran, dann Klöpfer, schließlich Polazzo mit Yvonne.

Nur Sibilla blieb, wo sie war. Sie wirkte, wie die anderen, mehr skeptisch als interessiert.

Jeroen hatte ein paar großformatige Bilder aus einer Mappe genommen. Fotos mit dem Zeilenraster des Videobildes.

»Hier. Abfotografiert vom Monitor, und dann diesen Ausschnitt hier vergrößert.«

Er kreiste mit einem Bleistift die fragliche Stelle ein. Jetzt war auch Sibilla nach vorn gekommen, hatte sich das erste Bild gegriffen, dann das zweite, das den Ausschnitt noch detaillierter zeigte, dann das dritte.

»Wer ist das?«

Aber eigentlich war kein Zweifel mehr möglich, Jeroen präsentierte die letzte, die deutlichste Version: das markante Gesicht, die graue Mähne, der starr auf den Schweden gerichtete Blick waren unverkennbar.

»Damals noch völlig unbekannt: Felix van Reijn!«

|2|

16 | Es war schon tief in der Nacht, als Louis Palm vom Palais herüberkam, durch den ehemaligen Schweinestall ging, der heute Versuchen mit Laserstrahlen diente, und hinaufstieg zur Biochemie.

Der Plastikvorhang der Schleuse wehte ihm entgegen. Hier konnte der leichte Überdruck an keimfreier Luft entweichen, den die Klimaanlage ständig in die Räume pumpte.

Sibilla und Jeroen, verkleidet wie Chirurgen während einer Operation, mit Mundschutz, Handschuhen und Kappe, standen im Nebenzimmer mit den Rattenställen.

Sibilla zog gerade eine Einwegspritze mit Flüssigkeit aus einem sterilen Glaskolben auf, Jeroen suchte Tiere aus, markierte sie an Schwanz und Nacken mit farbigen Filzschreibern und hielt sie Sibillas Spritze entgegen.

»Störe ich?«

Erst jetzt bemerkten die beiden Palm, der im Flur stand.

»Nein, solange Sie bleiben, wo Sie sind!« Jeroen achtete streng auf die Regeln. »Fremdstoffe, die Sie einschleppen, können die Versuchsergebnisse völlig verzerren.«

»Ich könnte mir Handschuhe anziehen, einen Mundschutz verbinden.«

»Nicht nötig – bleiben Sie einfach draußen stehen.«

Die Ratte in seiner Hand quiekte kurz auf. Nicht nur Menschen haben Angst vor Spritzen.

Palm sah interessiert zu: »Immer noch die gleiche Versuchreihe?«

Jeroen nickte.

»Wir verpassen unseren undressierten Ratten gerade wieder Intelligenz und Erfahrung – mit der Spritze.« Und Sibilla ergänzte: »Der gereinigte Ribonukleinsäure-Extrakt aus den Gehirnen von dressierten Ratten. Wir haben bereits bei 84 Prozent positive Reaktion. Auf der 0,01-Stufe ist die Serie bereits signifikant.«

»Aha!« Palm schien befriedigt. Er war allerdings Mathematiker, nicht Biochemiker. Aber Sibillas Auskunft klang sehr zuversichtlich.

»Gut! Ich werde Manzini Bescheid sagen und den Ausschuss des Kuratoriums herzitieren. Die sollen sich das ansehen.«

Jeroen zögerte, die Ratte in ihren Käfig zurückzusetzen, und blickte kurz zu Palm, dann zu Sibilla. Aber Sibilla hatte die Tragweite des kurzen Satzes anscheinend gar nicht so recht mitbekommen.

Das Kuratorium herzitieren – das hieß doch, dass ihre Arbeit hier, ihr Erfolg geeignet schien, bei den Geldgebern des Palais weitere Mittel locker zu machen. Geld also, auf das sie alle, ohne Ausnahme, dringend angewiesen waren. Denn: »Forschung kostet nun einmal Geld – *keine* Forschung das Doppelte«, wie Dr. Huu, ihr Finanzexperte, immer zu sagen pflegte.

War ihre Versuchsreihe wirklich schon so erfolgreich, dass man die Ergebnisse vorzeigen konnte?

Aber Palm ging nicht weiter darauf ein. »Wie viele Spender haben Sie heute?«

»Sechs Stück. Das heißt sechs dressierte, intelligente Ratten dort drüben und sechs undressierte zur Kontrolle. Die liegen bereits hier unten.«

Da lagen sie nun, die üblichen Albinos, weiße Labortiere mit roten Augen und rosa Schnauzen, aufgereiht wie die Strecke nach dem letzten Halali.

Sie waren bereits zur Feuerbestattung freigegeben und säuberlich in Plastik eingeschweißt.

Palm betrachtete die Ratten mit ihrer geöffneten Schädeldecke. Ihm ging durch den Kopf, was Jeroen de Groot gestern Mittag so beiläufig und mit viel Aufwand an abstrusen Ideen entwickelt hatte.

»Das waren also Ihre Genies ...?!«

»Ja, das waren unsere Begabtesten.«

18 | Jeroen kam aus dem Nebenraum, um nachzusehen, ob Palm seine Nase nicht zu dicht in gefährliche Dinge steckte.

Aber Palm hielt Abstand.

»Wir haben die Tiere wochenlang dressiert: Futterempfang trotz Elektroschock. Normalerweise rennen sie quiekend davon. Aber diese sechs hier hatten wir umkonditioniert. Ihr Fresstrieb war stärker. Sobald wir den Strom einschalteten, kamen sie angerannt. Sie wussten, jetzt kommt das Fressen. Nicht sehr human, aber schließlich ...«

Palm stand wieder unter der Tür und blätterte im Versuchsprotokoll.

»Und schließlich haben sie ihre Intelligenz mit dem Leben gebüßt. Ziemlich grausam. Sie injizieren bereits?«

Sibilla nickte. »Ja, den Extrakt aus den Gehirnen. Direkt in die Bauchhöhle. Dort wird die RNS, ein Baustein aus dem Zellkern, in dem wir Information und Gedächtnis vermuten, am schnellsten von der Körperflüssigkeit aufgenommen und zum Gehirn transportiert. In vierundzwanzig Stunden testen wir zum ersten Mal, was diese untrainierten Tiere hier an Intelligenz und Erfahrung von ihren toten Artgenossen mitbekommen haben.«

Sie hielt die Spritze hoch, presste eine Luftblase durch die Kanüle, und die Ratte in Jeroens Hand hatte wieder Grund zu quieken.

»Der berühmte ›Nürnberger Trichter‹.« Palm schmunzelte und fuhr mit einem hintergründigen Lächeln fort: »Ich gebe ja zu: Diese Theorie, diese Methode – das hat etwas Faszinierendes. Wissen, Erfahrung, Begabung – mit einer Spritze, ohne

Mühe und Arbeit. Ein Lernprozess ist doch meist sehr lästig. Und langwierig. Und oft gar nicht so sehr erfolgreich, wenn ich ehrlich bin.

Ich verstehe, dass Sie beide hier ... dass Sie Spekulationen anstellen. Ein Traum des Dr. Faustus geht hier offensichtlich in Erfüllung, zumindest statistisch, zumindest bei Ratten ...«

Er wandte sich ab.

Sibilla legte das Injektionsbesteck in die Schale, deckte es ab, verschloss sorgfältig den Glaskolben mit der milchigen Flüssigkeit durch einen sterilen Wattepfropfen und stellte ihn in den Kühlschrank im Labor.

| 19

Jeroen setzte die letzte der behandelten Ratten zurück in ihren Käfig. Mit raschem Blick kontrollierte er die Futterautomaten und die Wasserflaschen, an deren Plastikmundstück die Ratten sich selbst bedienen konnten. Dann verschloss er den Nebenraum mit dem penetranten Geruch und kam herüber zu Palm.

Sibilla hatte sich die Handschuhe abgestreift und samt Papiermundschutz in den Abfallcontainer geworfen.

»So, das war's. Aber wenn Sie hier bleiben wollen – wir testen jetzt die Übertragungen von gestern.«

Palm war schon auf dem Weg zum Treppenhaus.

»Heute noch? So spät? Wann machen Sie Schluss?«

»Ratten sind Nachttiere. Wir müssen uns anpassen. Kommen Sie.«

Sibilla ging voraus, hinüber zu der umgebauten Tenne. Aus weißbeschichteten Spanplatten waren kleinere Kabinen entstanden. Weiße Plastikvorhänge trennten diese Testräume voneinander ab.

Alles weiß in weiß, dachte Palm. Lassen Ratten sich denn nicht auf Depressionen testen? Weiße Ratten in einer weißen Welt, in steriler Luft, bei sterilem Futter.

Werden Versuchsergebnisse nicht auch durch Neurosen verfälscht?

Sibilla nahm ein weißes, steriles Tuch von einem großen Laufkäfig und setzte fünf auffällig markierte Ratten hinein, die in einem Nebenraum bereitgestellt waren.

20 | »Diese Tiere hier liefen gestern – also bevor sie die Injektion erhalten haben – noch davon, wenn ein Blitzlicht aufflammte. Inzwischen haben wir ihnen Gehirnextrakt von Ratten eingespritzt, die umkonditioniert worden waren. Immer nach dem Blitz bekamen sie zu fressen. Sobald es blitzte, sind sie nach vorn gekommen, dort fanden sie Futter. So, Freunde – in die Ecke mit euch ...«

Jeroen hatte ein Fotoblitzgerät aus einem Aluminiumkoffer genommen und vor dem Käfig installiert.

»Achtung, Jeroen – bist du so weit?«

»Gleich fertig, Sekunde.«

Er schaltete ein – der Blitz flammte auf – nochmal und nochmal – eine Kaskade von Blitzen fiel auf die verduztten Tiere, die sich scheu in die hinterste Ecke drückten. Kein Erfolg, so schien es.

Noch immer folgte Blitz auf Blitz.

Da richtete sich das erste Tier auf, schnupperte interessiert in die ›gefährliche‹ Richtung – das grelle Licht spiegelte sich in den roten Knopfaugen – setzte schließlich die Vorderfüße wieder auf den Boden – und kam langsam, zögernd auf die Blitzquelle zu.

Ein zweites Tier folgte.

Ein drittes.

Magisch angezogen von dem sonst so erschreckenden Ereignis durchquerten sie den Laufkäfig, witterten, schnupperten, wussten nicht so recht, was das alles zu bedeuten hatte, was sie eigentlich in dieser Richtung suchten, was sie dorthin trieb. Aber sie kamen, verharrten wieder, liefen weiter – und landeten schließlich höchst interessiert genau vor der Lichtquelle.

Das vierte Tier hatte sich ebenfalls auf den Weg gemacht, kehrte aber wieder um und wandte sich ab. Dann wurde es

erneut aufmerksam, kam näher, zögerte, richtete sich auf und blieb schließlich in der Käfigmitte sitzen.

Nur die letzte, die fünfte Ratte, gehorchte ihrem Urinstinkt. Ängstlich zusammengekauert, den Kopf von dem grellen Licht abgewandt, drückte sie sich zitternd in die entfernteste Ecke des Käfigs.

Die große Stoppuhr blieb stehen. Ende des Tests.

Sibilla zog Bilanz.

»0-4 war unentschlossen, 0-1 bis 0-3 positiv, 0-5 negativ. Ein guter Erfolg, würde ich sagen.«

Palm nickte anerkennend.

Während Jeroen die fünf Ratten wieder in ihre einzelnen Käfige verfrachtete, ging Sibilla voraus in die übernächste Kabine.

Palm folgte.

»Ratten sind extrem lärmempfindlich. Hier.«

Eine elektrische Klingel schnarrte los, die Ratten in ihren kleinen Käfigen flüchteten hysterisch in die hinterste Ecke.

»So – und jetzt kommt die zweite Runde. Diese Tiere da drüben haben vorgestern noch in der gleichen Weise reagiert. Flucht vor Lärm.«

Sie setzte die erste Ratte in einen Laufkäfig.

»Wir haben ihnen RNS injiziert, die von Ratten stammt, denen wir die Angst vor Lärm abgewöhnt hatten. Futter gab es immer nur bei Lärm. Wenn es klingelte, stürzten sie zum Trog. Mal sehen, wie diese Gruppe heute reagiert.«

Jeroen war nachgekommen, betätigte nun Stoppuhr und Klingel. Die Ratte blickte verstört hoch, blieb aber sitzen.

Jeroen klingelte weiter.

Die Ratte versuchte, sich zu verkriechen.

»Negativ.«

Sibilla tauschte die Ratte gegen die nächste.

Wieder schnarrte die Klingel. Auch die zweite Ratte dachte nur an Flucht.

»Ebenfalls negativ.«

Auch der dritte Versuch brachte keinen Erfolg.

Aber dann kam die Wende – nacheinander fanden fünf Ratten die schnarrende Klingel sehr attraktiv. Nach kurzem Zögern und Wittern durchquerten sie den Käfig und suchten Futter im Napf.

22 | »Sehr gut!« Palm schien zufrieden. »Sie sollten an einem der nächsten Abende die Kollegen über diese Erfolge informieren. Das wäre eine gute Gelegenheit, die – nun ja, etwas seltsame – Darbietung von gestern Mittag wieder wettzumachen.«

»Wie meinen Sie das?« Jeroen war betroffen, blickte zu Sibilla, die schüttelte nur, unbemerkt von Palm, leicht den Kopf.

Aber Jeroen war ein hartnäckiger Niederländer und nicht bereit, brisante Theorien und Ideen einer skeptischen Mehrheit zu opfern.

»Unsere Experimente haben Modellcharakter!«

»Aber ich bitte Sie, Jeroen ...« Palm versuchte einzulenken. »Sie wollen doch nicht ernsthaft behaupten, dass sich diese Methoden der Übertragung von Erfahrung und Wissen auf den Menschen anwenden lassen. Dass das bei diesem höchst komplizierten, differenzierten Apparat in der gleichen Weise funktioniert ...«

Jeroen fiel ihm ins Wort: »In dieser Weise natürlich nicht – nicht ohne weiteres – nicht in dieser Form! Aber prinzipiell ... Es wäre doch zumindest denkbar ...!«

»Jaja, der Traum des Dr. Faustus!« Palm betrachtete nachdenklich die toten Ratten, die in Plastikbeutel eingeschweißt mit geöffneter Schädeldecke auf dem Tisch neben dem Ausgang lagen.

»Spielen Sie eigentlich Schach?« Palm hatte bereits die Klinke der Tür in der Hand; als er sich nochmals an Jeroen wandte.

Der war von der Frage völlig überrascht.

»Schach ...? Äh – nein, eigentlich nicht.«

»Was heißt ›eigentlich nicht‹?«

»Früher einmal, während des Studiums. Aber das ist einige Zeit her. Warum?«

Palm nahm einen Zeitungsausschnitt aus seiner Briefftasche, faltete ihn auseinander, warf selbst noch einen Blick darauf, bevor er ihn weiterreichte.

»Yvonne hat mir das aus einer Zeitung ausgeschnitten. Felix van Reijn wurde letzte Woche belgischer Schachmeister. Sein neuestes Hobby, seine neuesten Triumphe.«

| 23

Jeroen gab den Zeitungsausschnitt an Sibilla weiter.

Zwei Fotos waren da mit einem Schriftbalken in flämischer Sprache verbunden. Links ein Porträt: Felix van Reijn. Rechts eine Gruppe. Van Reijn wird etwas überreicht – eine Skulptur – Händeschütteln – Lächeln für die Fotografen.

»Jetzt sucht van Reijn Partner für einen Simultankampf in Knokke.« Palm lächelte wieder einmal höchst geheimnisvoll, bevor er sich zum Ausgang wandte.

»Ich dachte, wenn Sie ihn kennen lernen möchten ...!«

Sibilla reichte den Zeitungsausschnitt zurück: »Das wär' doch was für Carolus Büdel. Der spielt per Brief mit irgendeinem russischen Großmeister. Jedes Spiel dauert drei bis vier Monate.«

|3|

24 | Ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen und der Unterschrift GIFT klebte als Etikett auf einer Käseglocke.

Darunter stand, wohlbehütet und geschützt, ein kleines Steck-Schachspiel mit einer gar nicht mal so aussichtslosen Spielsituation – zumindest für Weiß.

Carolus Büdel, Systemanalytiker und Kybernetiker des Blauen Palais, spielte allerdings Schwarz.

Das Spiel unter dem Glassturz hatte einen Ehrenplatz im Chaos des Mansardenzimmers. Die Wände waren vollgehängt mit Plänen, Diagrammen und Computergrafik. Auf dem Fußboden stapelten sich Türme mit ausgedruckten Protokollen, die auf ihre Auswertung warteten. Selbst die spartanische Couch war unter einer Papierlawine begraben.

Büdel machte keine Anstalten, sich umzudrehen. Er arbeitete an einem neuen Programm. Dazu ließ er sich aus allen vier Ecken des winzigen Raums mit quadrophoner Barockmusik überschütten.

»Nein, du störst nicht – überhaupt nicht! Hauptsache, du sprichst mich nicht an!«

Zumindest hatte er bemerkt, dass Jeroen eingetreten war und in der Mitte des Raumes darauf wartete, bei passender Gelegenheit gegen die Musik- und Gedankenflut anzugehen.

»Ich wollte eigentlich ...«

»Ruhe!« Büdel wischte ein Dutzend Blätter vom Tisch und fing mit neuen Formularen wieder von vorne an. Dabei ließ er sich sogar zu einer Erklärung hinreißen. »Polazzo hat mir die neuesten Daten seiner Peptidanalyse auf den Tisch geknallt –

muss ich noch eingeben. Irgendwo am Fenster steht Aprikosenschnaps. Bedien dich! Mehr kann ich nicht für dich tun.«

Jeroen zog einen ehrenvollen Rückzug in Erwägung.

»Ich kam nur ...«

»Sei still! Bitte!«

»... wegen Schach. Dein Spiel mit Leonew!«

Büdel blickte auf. Peptidketten, Programme und Auftragschienen vergessen.

Er drehte die Musik deutlich leiser, blinzelte verschmitzt durch seine dicken Brillengläser, zog den alten Teewagen mit Käseglocke und Steckschach zu sich heran. »Schöne Scheiße, was?« Er nahm den Brief zur Hand: dünnes, billiges Papier mit nur vier Zeilen und einer Unterschrift.

»Kam gestern. Also, nicht ganz aussichtslos – nur ... Ich hab' heute Nacht mit dem Computer fast alle möglichen Gegenzüge durchgespielt. Aber bisher war Leonew unserem Rechner immer überlegen. Die Kreativität unserer alten Maschine hat eben ihre Grenzen.«

Jeroen schob einen Papierstapel zur Seite und setzte sich auf die Couch. Auf dem Fensterbrett wartete immer noch der Aprikosenschnaps mit zwei ungespülten Gläsern.

Aber Jeroen machte sich nichts daraus.

»Hast du mal simultan gespielt? Ein Simultanturnier? Gleichzeitig gegen mehrere Gegner?«

Büdel schüttelte den Kopf und sah Jeroen über seine Brillengläser hinweg traurig an: »Das kannst du von einem Berner nicht verlangen! Bei Leonew überlege ich mir manche Züge oft eine ganze Woche lang. Bei einem Simultanspiel musst du dich in Sekunden entscheiden. Wenn der Gegner ans Brett tritt, musst du gezogen haben. Danke, nein!«

»Schade!«

»Wieso?«

»Du hast also keine Lust, mit zwanzig anderen gegen ein Schachgenie anzutreten?«

»Wer ist es denn?«

»Der neue Großmeister in Belgien.«

»Aha. Na, wenn der's nötig hat.« Büdel schob den Teewagen auf seinen alten Platz zurück. »Obwohl, einen guten Simultanspieler gab es: Polipoff. Der war Klasse. In so einem Fall ...«

»Polipoff? Ein Russe?«

26 | ich. Später war er Mathematiklehrer in Sofia. Der beherrschte Simultan!«

Büdel schloss anerkennend die Augen und lehnte sich zurück.

»... beherrschte? Er lebt nicht mehr?« Jeroen war hellhörig geworden.

»Lebt nicht mehr, nein. Ist vor einem halben Jahr gestorben.« Büdel schwenkte seinen Drehstuhl zurück in Richtung Peptidanalyse und Programm.

»Woran starb er, dieser ... Wie hieß er?«

»Polipoff. Gregor – oder Gregorij Polipoff. Er war über sechzig – und es war in Amsterdam bei den Europameisterschaften, als es passierte.«

»Ach so.« Jeroens gespannte Aufmerksamkeit löste sich.

»Nein, nein. Mitgespielt hat er nicht – ich meine, in der Ausscheidung. Er war plötzlich verschwunden. Und irgendwann fischte man ihn aus dem Wasser, aus einer Gracht.«

»Ertrunken?« Tragischer Tod, dachte Jeroen, für einen Schachmeister. Nicht der Herzkollaps am Brett, nein, ausgerechnet in eine Gracht fallen in Amsterdam und ertrinken.

»Ertrunken – eigentlich nicht!« Büdel machte eine Kunstpause, ohne zu ahnen, dass es dieses dramatischen Akzents gar nicht mehr bedurfte.

»Es hat Tage gedauert, bis man Polipoff identifiziert hatte, bis man wusste, dass es wirklich dieser Polipoff war.«

Er machte eine vieldeutige Kunstpause, bevor er weitersprach:

»Die Leiche war ziemlich verstümmelt – ihr fehlte der Kopf!«

|4|

KNOKKE GRÜSST DIE SCHACHSPIELER DER WELT.

| 27

So stand es in vier Sprachen auf einem Spruchband, das quer über dem Portal des alten Casinos hing.

Der kalte Nordseewind, der durch die Gassen wehte und den Geruch von Tang und Ebbe in die winterlich verschlafene Stadt trug, hatte das Spruchband aufgedreht und die Lorbeerbäume arg zerzaust. Ein Mann war aus einem gemieteten Rolls-Royce gestiegen. Die Menge, steif vor Kälte, hatte applaudiert. Dann war dieser Mann mit seinem Gefolge, aufrecht und ein wenig arrogant, den roten Teppich hinaufgeschritten, der auf der Treppe ausgelegt war, hatte Hände geschüttelt, die Reihe der Honoratioren in Cut und Amtskette samt den etwas zu festlich gekleideten Ehefrauen abgeschritten und war schließlich durch das Säulenportal verschwunden: *Felix van Reijn*.

Pressefotografen und Ehrengäste waren hinterhergeströmt. Diener in Livree und Ordner mit weißen Armbinden versuchten, die Neugierigen zurückzuhalten und sorgten für Ruhe.

Van Reijn glitt aus seinem schwarzen Mantel – ein kurzer Blick in die Runde – Totenstille, kein Hüsteln, kein Räuspern, kein Flüstern mehr – er kam zur Sache.

Hinter einundzwanzig kleinen, grünbespannten Tischchen saßen die einundzwanzig Gegner schon bereit. Mit kalter Routine, abwesend und nervös, ging van Reijn von Tisch zu Tisch und schüttelte Hände, ohne seine Gegner auch nur eines Blickes zu würdigen.

Die spielten Weiß, und auf ein Zeichen des Jury-Präsidenten, der mit vier würdigen Mitjuroren van Reijns Runden begleitete, machten sie den ersten Zug.

Das Spiel hatte ohne große Formalitäten begonnen. Van Reijn ging von Brett zu Brett und überlegte in keinem einzigen Fall länger als fünf Sekunden.

Ein kurzer Blick – sein Zug – dann schritt er weiter.

28 | Hinter der roten Kordel, die die Zuschauer in respektvollem Abstand zu den Spieltischen hielt, standen auch Sibilla und Jeroen. Sie wagten nicht zu atmen.

Die Fresken René Magrittes blickten in ihrer absurden Schönheit auf diese nicht minder absurde Inszenierung. Sie füllten den kreisrunden Saal bis hinauf zur Decke: versteinerte Weiber, geflügelte Berge, blühende Insekten und Vögel. Das Genie des Surrealisten Magritte ist tot, dachte Jeroen, und die RNS seines Gehirns für immer jedem fremden Zugriff entzogen – aber damit auch jeder Möglichkeit beraubt, weiterzuwirken ...

Weiter kam Jeroen nicht mit seinen ketzerischen Gedanken. Ein Husten hatte sich selbstständig gemacht, irgendwo, hallte nun durch den Raum und war nicht mehr einzufangen.

Van Reijn blieb stehen, sah sich um. Vorwurf und allerletzte Warnung lagen in seinem Blick. Erst nach langen zehn Sekunden blickte er wieder auf das Brett seines Gegners. Es war Carolus Büdel.

War es die Persönlichkeit van Reijns, die mystische Spekulation Jeroens, die gespannte Atmosphäre dieser fast kultischen Handlung? Büdel lief jedenfalls der Angstschweiß in kleinen, eiskalten Bächen unter dem Kragen seines ungewohnt steifen Hemdes den Rücken hinunter.

Er sah bereits die Fehler, die er gemacht hatte, rechnete sich aus, wie van Reijn darauf reagieren würde, und hatte in einigen Fällen sogar Recht damit.

Die eigenen Züge logisch zu planen erschien ihm widersinnig. Er hatte aufgehört, die Runden und Züge van Reijns zu

zählen, die Spiele waren später im Protokoll ohnehin nachzulesen. Trotzdem war er erstaunt, als van Reijn ihm unvermittelt und spontan die Hand reichte und etwas murmelte. Eine Glocke erklang leise und gedämpft, ein Raunen schwebte durch den Raum. Und bis Büdel begriff, dass diese Geste nicht Anerkennung bedeutete, sondern das Ende seines Spiels, war van Reijn bereits am übernächsten Tisch. Büdel war matt. Das erste Opfer des Turniers. Er wollte aufstehen und weggehen – was sollte er noch? Aber ein Ordner drückte ihn sanft auf seinen Stuhl zurück. Jeder hatte auf seinem Platz zu bleiben, bis die heilige Handlung vorüber war.

| 29

Büdel hatte jedes Zeitgefühl verloren. Van Reijn drehte Runde um Runde. Noch zwanzigmal ertönte die Glocke. Van Reijn verbeugte sich, verließ unter dem Beifall der Zuschauer den Kreis, verschwand im Nebenraum zu einem Empfang der Stadtverwaltung. Er hatte einundzwanzigmal gesiegt.

|5|

30 |

»Ich kenn' ihn!«

»Wen?«

»Van Reijn natürlich, wen sonst? Ich hab' ihn schon einmal gesehen!«

Jeroen stand an der Pier der Landungsbrücke inmitten einer Schar Unentwegter, die standhaft der Kälte trotzten, und zermartete sich das Gehirn. »Logisch! Die Aufzeichnung des Konzerts ...« Büdel war immer sofort alles klar.

»Nein – nicht auf dem Fernsehschirm. Und auch nicht in der Zeitung. Ich bin ihm persönlich begegnet. Irgendwann. Lange her ...!«

Sibilla blickte ihn zweifelnd an.

Ein steifer Nordwest drückte die Brecher gegen die Kai-mauer und die Pfähle der Brücke, jagte Gischt über die Köpfe der Wartenden, die sich im Windschatten des alten Holz-pavillons zusammendrängten. Schreiende Möwen ließen sich von den Böen bis weit über die Dächer der Stadt tragen und hinauf in die tief dahinziehenden Wolken.

Da entstand Unruhe an den Glastüren des Pavillons. Ein Raunen ging durch die Menge, einige applaudierten.

Blitzlichter flammten auf, das Gedränge auf dem Steg wurde gefährlich: Van Reijn hatte das Casino verlassen.

»Er kommt!«

Büdel zog die Baskenmütze tiefer ins Gesicht und sicherte seine Brille.

»Na ja, los, mach schon!« Jeroen schob Büdel vor sich her. Aber den hatte sein Misserfolg zutiefst frustriert.

»Kann Sibilla nicht ...?«

»Sibilla könnte. Aber Weiber, die ihn anbeten, hat er genug. Los, sag ihm etwas Nettes!« Jeroen gab nicht nach.

»Ich weiß wirklich nicht ...!«

»Für ihn war es ein gelungenes Experiment. Stell dich nicht so an, Carolus, sag ihm, wie fabelhaft er spielt!«

»Das weiß er doch selbst!«

»Aber er kann es gar nicht oft genug hören!«

Das Abschiedsritual vor der Türe des Pavillons war zu Ende. Van Reijn machte sich mit seinem Gefolge auf den Weg hinüber zum Festland. Achtzig Meter Landungsbrücke lagen vor ihm – die einzige Chance für die drei vom Blauen Palais, mit ihm in Kontakt zu kommen.

Büdel wagte die Flucht nach vorn, stellte sich van Reijn in den Weg und trabte, als dieser seinen Marsch nicht verlangsamte, stur und klebrig neben ihm her.

»Ich kann das nicht begreifen, Herr van Reijn – machen Sie das nun mit Hypnose oder Suggestion? Das war mein kürzestes Spiel!«

»Meines auch!«

Van Reijn hatte nur einen kurzen Blick auf Büdel geworfen – und ihn als einen seiner Gegner identifiziert.

»Ich spiele seit Jahren gegen Leonew, per Brief.«

»Leonew, ach – der russische Kybernetiker?«

»Ja, wir sind Kollegen. Mein Name ist Büdel, Carolus Büdel, die Nummer elf, Sie erinnern sich.«

Van Reijn nickte ihm mit einem Routinelächeln zu.

Inzwischen hatten sich Jeroen und Sibilla dicht an die Gruppe um van Reijn herangeschoben. Nun überholten sie und mischten sich in das Gespräch.

»Wir arbeiten zusammen, alle drei, in einem Institut. Mein Name ist de Groot, ich bin Niederländer. Fräulein Jacopescu kommt aus Bukarest.«

»Sehr angenehm.«

Van Reijns Kälte übertraf den stürmischen Wintertag um etliche Grade. Er schlug den Kragen hoch und beschleunigte seinen Schritt. Sein grau meliertes Haar wehte im Wind.

Aber Jeroen und Sibilla hielten mit.

»Sie sind der Erste, der unseren Kollegen Carolus Büdel bezwungen hat!«

32 | »Ja, außer Leonew ...« Aber dieses überflüssige Geständnis von Büdel ging Gott sei Dank im Meeresrauschen unter.

Van Reijn hatte sich bereits Sibilla zugewandt. Ein kurzer, prüfender Blick in das hübsche Gesicht. Sibilla versuchte gerade, ihre rotblonden Locken unter einem Tuch zu bändigen.

»Auch Physikerin?«

»Biochemie! In unserem Institut treffen sich verschiedene Fachrichtungen.«

Das Eis schien gebrochen. Jeroen lenkte das Gespräch in die gewünschte Richtung: »Wir arbeiten zum Beispiel auf dem Gebiet der Molekularbiologie und Genetik.«

»Ach ja, interessant.«

»Neuland – wenigstens überwiegend.«

Ohne seine Schritte zu verlangsamen, begann van Reijn eine sehr ins Detail gehende Fachdiskussion zu improvisieren: »Das ›Neuland‹, von dem Sie sprechen, wird auf breiter Front erobert: Kudelski und Goldberg haben gerade ein Gen von *Planarien* vollständig synthetisiert. Weigand hat Basenpaare in der DNS der Taufliege *drosophila melanogaster* ausgetauscht. Duvoisier verändert Erbanlagen mit scharf gebündelten Laserstrahlen im UVC-Bereich, aber das ist zu grob. Er müsste einen gepulsten Röntgen-Laser verwenden – aber den gibt es noch nicht! Woran arbeiten Sie speziell?«

Die Frage galt Sibilla. Sie blickte kurz zu Jeroen. Der nickte ihr zu – Einverständnis: Erzähl, was du weißt!

»Ja – Isolierung der Boten-RNS. Wir versuchen festzustellen, welche Qualitäten von Information durch die Ribonukleinsäure

transferiert werden können. Erbanlagen interessieren uns in diesem Fall weniger. Nur Gedächtnis, Erfahrung, Erlerntes.«

In die entstehende Pause schob Jeroen noch eine Zusatzinformation hinterher: »Wir extrahieren die RNS aus Gehirnen!«

Van Reijn wirkte nicht übermäßig interessiert: »Von ...?«

Jeroen blickte ihn fragend an.

Van Reijn wiederholte: »Von? – Aus den Gehirnen von ...?«
»Von Ratten.«

»Ach so. Tierversuche!« Das klang enttäuscht.

Van Reijns aufkeimendes Interesse war bereits wieder abgekühlt, als Sibilla fortfuhr: »Natürlich Tierversuche. Was sonst?!«

Jeroen ließ van Reijn nicht aus den Augen. Aber der reagierte nicht. Kein Blick, keine Unruhe. Nichts. Pokerface – oder Unschuld?

Van Reijns Replik kam sachlich und ohne Emotion: »Keiner wagt sich an den Menschen, ja. Aus gutem Grund. Ein altes Tabu lähmt eine junge Wissenschaft!«

Sie waren am Ende des Landungssteiges angekommen.

Van Reijns Begleiter hatten sich frierend um den wartenden Rolls-Royce versammelt, bis sie in einen Bus mit dem Hinweisschild PRESSE getrieben wurden. Alles war hervorragend organisiert. Das Fachgespräch war zu Ende, ohne Pointe, ohne Ergebnis. Da startete Jeroen einen letzten Versuch: »Eine Frage noch, Herr van Reijn: Sind Sie Biochemiker?«

»Wieso?«

»Ihre sehr speziellen Ausführungen ...«

Die Wagentüre wurde geöffnet. Van Reijn ließ sich in die Rindslederpolster fallen.

»Die Biochemie ist ein interessantes Gebiet! Wir sehen uns noch ...!«

Der Wagenschlag fiel zu.

Ein dienstbarer Geist startete den Motor. Der Wagen fuhr los, die Menge wich zurück und gab den Weg frei.

Van Reijn blickte nicht mehr zurück.

»Das ist doch nicht möglich.«

Sibilla wickelte sich fröstelnd in ihr rostbraunes Cape.

Jeroens dünner Trench flatterte offen im eisigen Seewind – er hatte Kälte und Sturm völlig vergessen.

»Was ist nicht möglich, Sibilla? – Dass er so mitreden kann, über Biochemie?« Jeroen fuhr sich über die Stirn.

34 | »Ich würde sagen: nur so ist es möglich ...«

Die kleine Pension war strategisch günstig gewählt. Wenn man die drei engen, steilen Treppen heil erklommen hatte, lohnte sich der Ausblick aus dem Erkerzimmer. Schräg gegenüber lag das *Esplanade*. Dort war van Reijn abgestiegen. Er schien noch einen weiteren Tag zu bleiben. Auf der anderen Seite hatte man freien Blick auf Landungsbrücke und Pier. Die Strandpromenade war in ihrer ganzen Länge zu kontrollieren.

Büdel hatte Wache. Mit einem Fernglas bewaffnet hockte er in einem zerschlissenen Korbsessel neben dem Erkerfenster und aß fetten Räucherbutt aus dem Papier.

Im anschließenden Zimmer lagen Sibilla und Jeroen auf dem französischen Bett mit der durchhängenden Matratze und schwiegen sich an.

Grau und braun schien die Dämmerung vom Meer her über das Land zu kriechen. Der Sturm hatte nachgelassen. Nur die weißen Schaumkronen der aufgewühlten Dünung wanderten unablässig gegen den Strand. Das dumpfe Donnern der Brandung erfüllte als einziges Geräusch den armseiligen, traurigen Raum in dieser drittklassigen Herberge.

»Wir hätten im *Esplanade* absteigen sollen. Ein zufälliges Zusammentreffen beim Abendessen, an der Rezeption, im Frühstücksraum ...« Büdel hatte wie immer eine praktische Lösung der anstehenden Probleme zur Hand.

»Ich wusste nicht, dass du geerbt hast und uns einladen möchtest, Carolus.« Jeroen war Pragmatiker.

»Wieso?«

»Mir hat Su Shu Wong zweihundert Dollar mitgegeben, für drei Leute und drei Tage. Und er hofft, dass ich ihm das meiste wiederbringe.« Jeroen richtete sich auf.

»Sag mal, konntest du dich nicht satt essen auf dem Empfang?«

»Das Spiel war mir auf den Magen geschlagen, wenn ihr erlaubt!«

36 | »Wir erlauben. Aber der Heilbutt stinkt entsetzlich. Und es ist unser Zimmer.«

»Entschuldige.«

Büdel stand auf und öffnete ein Fenster zur Seeseite hin. Die Vorhänge tanzten im Wind quer durch den Erker.

»Das Gesicht dieses Mannes ... Das Gesicht ...« Jeroen grübelte immer noch. »Er ist Biochemiker – oder so etwas Ähnliches. Sibilla, du musst herausfinden, wer er ist. Vor drei Jahren kannte den noch kein Mensch.«

»Ich? Ich soll das herausfinden? Wie denn?«

»Lass dir etwas einfallen.«

»Ich hab' Angst.«

»Vor van Reijn?«

»Ja!«

»Aber Sibilla ...«

Wieder schwiegen sie vor sich hin.

Büdel hatte sein Mahl beendet, packte Fischreste und Papier zusammen in eine Plastiktüte und schloss das Fenster.

Das Geräusch der Meeresbrandung war wieder weit weg.

»Warum soll nicht unter Millionen Gehirnen eines existieren, das anders und eben perfekter funktioniert als die anderen? Zu wie viel Prozent ist es denn ausgelastet, unser Gehirn? Zu zehn oder fünfzehn ...? Der Rest bleibt ungenutzt als stille Reserve. Wenn man die aktiviert ...« Büdel ließ sich wieder in seinen Sessel fallen. »Ich glaube nicht an Magie. Gedächtnis ist alles. Van Reijn liest ein Buch über Biochemie und speichert alle Details. Macht mein Computer auch.«

Jeroen wurde böse.

»Was denn? – Plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel senkt sich also Genialität über sein Gehirn! Ich glaube nicht an Wunder!« Dann, nachdenklich: »Aber solange wir nicht wissen, wer er ist, wer er war. Zusammenhänge ... Sibilla, mach dich ran an ihn.«

»Für deine wissenschaftliche Neugier ist dir kein Opfer zu groß, nicht wahr, Jeroen?« Sie griff nach seiner Hand, hielt sie fest.

| 37

»Ich mach' mir keine Sorgen um dich, Sibilla. Wirklich nicht. Du hast selbst gesagt, du findest ihn widerlich. Das ist doch sehr beruhigend – für mich.«

»Nein!«

»Was – nein?«

Sibilla atmete tief durch. »Ich habe gesagt – ich finde ihn eitel – ich finde ihn arrogant – sonst nichts.«

Sie schwieg, dachte nach ... Schließlich fuhr sie fort, zögernd, leise: »Und ich hab' auch gesagt: Vor diesem Mann hab' ich Angst.«

Ein Schwarm hungriger Möwen kreiste schreiend über einer einsamen Gestalt, die am Flutsaum stand und hinausblickte auf die Brandung.

Immer wieder stürzten sich einzelne Vögel herunter aufs Wasser, fingen im Flug die Brotbrocken, die ihnen zugeworfen wurden.

Sibilla fröstelte – und wartete.

Der Wind zerzauste ihre Haare. Sie schlug den Kragen ihrer Strickjacke hoch, blickte sich um.

Der Mann, ein einsamer Wanderer, weithin sichtbar auf dem sonst menschenleeren Strand, war näher gekommen. Auf dem Weg zurück zur Stadt, zur Strandpromenade, zu seinem Hotel musste er an ihr vorbei.

Oben am Erkerfenster der kleinen Pension verfolgten Jeroen und Büdel mit dem Fernglas das wohlarrangierte zufällige Zusammentreffen.

Van Reijn war stehen geblieben: »Also Sie sind das!«

Sibilla sah ihn erstaunt an.

»Die junge Dame auf der Suche nach dem Gedächtnismolekül?«

Sie lachte.

»Hab' Sie gar nicht erkannt. Sie sind früh auf.«

»Wenn man niemandem begegnen will ...«

Er blickte hinauf zu dem schreienden Schwarm.

»Ist Ihnen schon aufgefallen, dass immer nur die geschicktesten Tiere die Brocken erwischen?«

»Falsch! Wenn die größte Gier gestillt ist, wenn das Über-

leben gesichert ist, geht es ausgesprochen gerecht zu. Jaja, glauben Sie's nur – ich bin auch Biologin.«

Sibilla wirkte freundlich – aber letzten Endes unnahbar und kühl. Das schien ihn zu reizen. Besonders, dass diese Möwen ihr Interesse offenbar stärker fesselten als seine Gegenwart.

»Übrigens – anknüpfend an unser gestriges Gespräch muss ich auch Sie korrigieren: Die Ribonukleinsäure aus dem Kern einer Gehirnzelle transportiert nicht Gedächtnis oder Erfahrung. Sie transportiert nur die chemische Information, nach der dann Gedächtnis und Erfahrung neu aufgebaut werden müssen.«

Die Möwen waren mit Erfolg aus dem Feld geschlagen.

»Wer sagt das?«

»Wenn Sie mit mir frühstücken gehen, erzähle ich Ihnen, wer das sagt.« Er blickte sich um.

»Wo sind Ihre Kollegen?«

»Weiß nicht. Vielleicht schlafen sie noch.«

Sie schliefen nicht, sondern waren im Gegenteil hellwach: »Er hat angebissen!« Jeroen hatte Büdel das Fernglas aus der Hand genommen und schaute amüsiert hinunter zum Strand.

»Vorsicht!« Büdel versuchte Jeroens Triumph ein wenig zu bremsen. »Soviel ich von dir weiß, sind Ratten sehr intelligente Tiere.«

»Ja – und?«

»Manche fressen den Speck weg, ohne in die Falle zu gehen.« Er stand auf, schlüpfte in seinen Mantel.

»Du gehst?«

»Sicher.«

Büdel zog die Baskenmütze über die schütterten Haare.

»Wir bleiben doch besser auf Sichtweite, oder?«

Eine Minute später startete vor der drittclassigen Ferienpension ein alter, verrosteter 2CV mit niederländischem Kennzeichen.

Langsam dümpelte der kleine Wagen die Uferpromenade hinauf, vorbei an den geschlossenen Hotelpalästen aus dem letzten Jahrhundert mit ihren blinden Fenstern und den vernagelten Portalen, vorbei an Restaurants und Cafés hinter Bretterverschlägen. Zwischen Nach- und Vorsaison hatte sich die kleine Stadt am Meer gegen die Winterstürme aus Nordwest verbarrikadiert.

40 | Als Büdel und Jeroen am Ende der sandverwehten Promenade die Dünen erreichten, waren auch die beiden einsamen Wanderer wieder aufgetaucht.

Das gemeinsame Frühstück war längst vergessen.

Die Ebbe hatte einen unendlichen Strand freigelegt, der sich vor ihnen dehnte bis zum Horizont.

Hinter ihnen lagen die gewaltigen, salzzerfressenen Pfähle, die die Landungsbrücke trugen.

Aber das alles war im Augenblick nicht wichtig, wurde von den beiden nicht registriert, ebenso wenig wie der Flutsaum aus Müll, Treibholz, Flaschen und Plastik, dem sie zu folgen schienen.

»In diesem Fall wäre das Tabak-Mosaik-Virus ein schönes Modell für Untersuchungen an Poli-Nukleotiden ...«

Sibilla sah den dozierenden van Reijn von der Seite her an: »Haben Sie das heute Nacht auswendig gelernt, um mir zu imponieren?«

»Ich hatte nicht damit gerechnet, Sie nochmals zu treffen. Imponiert es Ihnen denn?«

»Nein!«

Sie lächelte ihn provozierend an.

Er lächelte zurück.

»Glaub' ich Ihnen nicht. Natürlich interessiert Sie das. Und auswendig gelernt? Wo? Ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die finden Sie nirgends. Unveröffentlichte Sensationen.«

»Und woher stammen diese unveröffentlichten Sensationen?«

Van Reijn zögerte.

»Ich glaube nicht, dass es klug wäre, Ihnen das zu erzählen!«

Er schwieg ein paar Schritte lang.

»Ein Freund – es wäre unfair gegen ihn. Er arbeitet an einer – ich glaube weltverändernden – Erkenntnis!«

Ein Schwarm Seevögel flatterte auf.

Der kleine 2CV kroch mühsam eine fast völlig verwehte Dünenpiste entlang. Die Verkehrsschilder waren nicht zu übersehen: Durchfahrt gesperrt.

»Mehr als 50 Francs kann's nicht kosten«, meinte Büdel. So viel hatte er gerade noch. Aber außer den beiden Strandwanderern war keine Menschenseele zu sehen. »Wieso redet er so lange mit ihr?« Jeroen war unruhig geworden. »Fachliches Interesse kann's nicht sein. Was könnte sie ihm bieten? Und Frauen, die hinter ihm her sind, hat er weiß Gott genug. Also warum?«

»Weil sie ihn ablehnt – deshalb!« Büdel schob seine ver-rutschte Brille hoch, sinnlos, beim Zustand dieser Straße. »Das kann ein Mann von seinem Kaliber unmöglich akzeptieren.«

Eine langgestreckte Düne versperrte ihnen den Blick zum Strand. Jeroen stoppte den Wagen.

»Vielleicht sucht er eine Mitarbeiterin? Vielleicht erhält Sibilla Einblicke in seine Arbeit, in sein Labor?«

Büdel sah Jeroen mehr als skeptisch an: »Du hältst also immer noch fest an dieser fixen Idee ...«

Es fing zu regnen an. Ein feiner Nieselregen, der schon nach kurzer Zeit durch alle Kleider dringen würde. Zum Glück saßen sie im Wagen. Jeroen schaltete den Scheibenwischer ein.

»Sie kehren bestimmt um.«

»Möglich.«

Büdel war da nicht so sicher.

Sie warteten. Der Regen wurde stärker. Aber die beiden Wanderer unten am Strand schien das nicht zu stören.

»Wie viel Erkenntnis passt hinein in ein Gehirn? Wie viel Erkenntnis und Kenntnis, wie viel Wissen und Begabung und Talent?« Sie schwieg.

»Sie wissen's auch nicht?«

Sibilla schüttelte den Kopf, sah van Reijn aber unverwandt an. Der fuhr fort.

»Wann ist das menschliche Bewusstsein gesättigt mit Information?«

Sibilla versuchte einen Einwand: »Sie glauben, es gibt eine Grenze?«

»Es muss eine Grenze geben.« Van Reijn wischte sich den Regen aus dem Gesicht, ohne ihn wahrzunehmen.

»Unser Gehirn ist nicht unendlich groß, die Zahl der Neuronen, der Zellen, der Moleküle ist begrenzt. Also, wie viel passt hinein? Platzt es, wenn wir es überfüttern?«

Er lachte. »Ich mein' das im Ernst. Oder baut es neuen Informationen zuliebe die alten ab? Und wenn ja, wer wählt aus? Wer sortiert?«

Sibilla schüttelte ihr nasses Haar: »Das Bewusstsein selbst.«

Reijn winkte ab: »Kaum. Das Bewusstsein will sich vergrößern, will sich ausdehnen, ist unersättlich.«

Das reizte Sibilla zum Widerspruch. »Nein. Irgendwann wird es träge und satt. Es verweigert dann jede weitere Erkenntnis. Sonst wären wir alle Genies.«

»Man müsste es zwingen!«

Sibilla blieb stehen. »Wie?«

Er kam auf sie zu.

»Sehen Sie, es ist wichtig, dass man miteinander redet.« Er schob ihr mit einer überraschend zärtlichen Geste das nasse Haar aus dem Gesicht.

Sie sah ihn an, wehrte sich nicht, lächelte nur: »Reden wir denn miteinander? Sie erzählen, machen merkwürdige Andeutungen. Und ich höre Ihnen zu.«

Van Reijn betrachtete Sibillas Gesicht. Das Augen-Make-up

löste sich auf. Schwarze Regentränen liefen ihr übers Gesicht. Sehr hübsch!, schien er zu denken, aber dann sagte er nur: »Sie hören nicht nur zu. Und selbst wenn ... das wäre doch ein Anfang.«

Anfang, dachte sie, Anfang, Anfang wofür, wozu ... Aber dann fasste er ihre Hand, einfach nur so, und lief mit ihr diesen endlosen, weiten, gelben Regenstrand hinunter, ohne noch ein Wort zu sprechen.

| 43

Der 2CV war in einem Sandloch stecken geblieben, aber Büdel und Jeroen hatten ihn wieder flottbekommen. Die Dünenpiste aus verwitterten, zerbrochenen Betonplatten endete an einem Wendepunkt neben den grauen Betonresten eines Bunkers aus dem letzten Krieg. Die zerfetzte Eisenarmierung ragte aus dem Sand, der die Ruine schon zur Hälfte verschluckt hatte.

Jeroen war hinaufgeklettert, um Ausschau zu halten. Als er den Windschatten verließ, peitschte ihm der Regen ins Gesicht. Sein alter, heller Trenchcoat war in kürzester Zeit schwarz vor Nässe. Sturmböen trieben den Regen waagrecht über den Strand.

Aber die beiden da unten nahmen immer noch keine Notiz von Regen und Sturm – oder doch?

Van Reijn versuchte gerade, Sibilla in Richtung Dünen zu ziehen.

»Umkehren, natürlich – aber wir sind über eine Stunde gelaufen! Ich weiß etwas Besseres. Kommen Sie, los!«

»In die Dünen?« Sibilla fand die Situation immer noch ausgesprochen amüsant.

»Ja. Dort oben erwartet uns der Wagen Ihrer Kollegen. Wirklich. Ich weiß es!«

Sibilla war zu verblüfft, um sich zu widersetzen. Also lief sie mit, auf die Dünen zu, genau dorthin, wo Jeroen sich hinter den Bunkerresten verbarg und sie beobachtete.

Jeroen fühlte sich ertappt, dann rannte er los, zurück zum Wagen.

Er riss die Tür auf, ließ sich hinter das Steuer fallen, startete den Wagen, wendete und fuhr los.

»Was ist passiert?« Büdel hatte, wie oft, nichts begriffen.

»Van Reijn ...« Das war die ganze Erklärung Jeroens.

44 | Als van Reijn und Sibilla den Dünenkamm endlich erklettert hatten, durch abrutschenden, nassen Sand und frisch gepflanzte Strandhaferkulturen, sahen sie gerade noch den alten 2CV mit dem holländischen Nummernschild auf der sandverwehten, schmalen Piste zwischen den Dünen verschwinden.

Sibilla war fassungslos. Der Wagen war tatsächlich da gewesen, aber nun war Jeroen offenbar geflüchtet, ließ sie allein mit diesem Mann, im strömenden Regen, eine Stunde Fußmarsch vom Ort entfernt, mitten in den Dünen.

Es gab keinen Grund mehr, die Situation weiterhin komisch zu finden. Und es war nicht nur der Regen, der die letzten Reste der Tusche aus ihren Wimpern spülte. Es war auch Zorn.

»Auch gut – gehen wir eben zu Fuß.« Van Reijn schien nicht weiter verwundert.

Er schlüpfte aus seinem Mantel, der sich voll Wasser gesogen hatte wie ein Schwamm, hing ihn wie ein Dach über sie beide – mehr ein symbolischer als ein wirklicher Schutz vor dem Regen –, fasste Sibilla fest um die Schultern und stapfte mit ihr durch den tiefen Sand des Dünenabbruchs wieder hinunter zum Strand.

Jeroen blickte zur Decke.

Er lag ausgezogen in der Mitte des französischen Betts und zählte in Gedanken die Stunden.

Büdel ging auf und ab, hockte sich hin, sah auf die Uhr, stand wieder auf.

Er riss eines der Erkerfenster auf, starrte in die Nacht, hinunter auf das nasse glänzende Pflaster. Die müden Straßenlampen an der Ecke zur Strandpromenade schaukelten im Wind. Außer den Tropfen, die der Wind gegen die Scheiben peitschte, war nichts zu hören. Nicht einmal das Meer.

»Mach zu! Der Regen ... bis hierher.«

Auf Jeroens Protest hin schloss Büdel das Fenster.

»Entschuldige. Ich dachte, ein Auto ...«

Er lehnte sich gegen die Wand und putzte seine nassen Brillengläser mit der schmutzigen Gardine.

Da näherten sich Schritte vom Treppenhaus her.

Büdel holte tief Luft, setzte die Brille auf und schaute zur Tür.

Jeroen rührte sich nicht.

Sibilla trat ein. Sehr ernst, sehr müde.

Sie schloss die Türe leise hinter sich und lehnte sich dagegen.

Die Haare ein wenig wirrer als sonst, ein glänzendes Gesicht ohne jedes Make-up. Sie schwieg, wartete, sah völlig entspannt und ruhig auf den Boden.

Dann schlüpfte sie aus dem ihr viel zu großen fremden Männermantel und legte ihn vorsichtig, fast zärtlich über einen Stuhl.

»Und?!«

Aber sie antwortete nicht auf Jeroens provozierende Frage.

Auch nicht auf die nächste: »Was war?«

Sie lehnte sich nur wieder gegen die Tür wie zuvor.

»Wir hocken hier seit über sechzehn Stunden neben dem Telefon. Es ist gleich drei Uhr früh!«

Jeroen richtete sich auf: »Also, was war?«

46 | Sibilla hatte erst jetzt den Spiegel bemerkt, trüb, fleckig, eingelassen in die Türe des alten Kleiderschranks. Sie ging darauf zu, blieb stehen, betrachtete sich. Wieder ein tiefer Atemzug, der Anflug eines Lächelns, dann der Reflex einer Bewegung: Sie wischte das Haar aus der Stirn, versuchte es glatt zu streichen.

Sie konnte Jeroen hinter sich sehen, der sich aufgesetzt hatte und feindlich zu ihr herüberstarrte. »Ach so ...!«

Er schien endlich zu begreifen.

Büdel hatte seine Brille wieder abgenommen. Er fragte sich, wie er möglichst unauffällig das Zimmer verlassen könnte. Mit einer stummen Zeugenrolle wie dieser fand er sich nicht besonders gut zurecht.

Da drehte Sibilla sich um, schaute Jeroen voll ins Gesicht.

Als die Pause anfang, unerträglich zu werden, wollte er es wissen: »Ist er im Bett auch so ein Genie ...?«

»Ja!«

Sie hatte nicht gezögert, keine Sekunde.

Aber dann kam sie näher, trat dicht zu ihm, erwiderte seinen bösen Blick, und dann schlug sie ihm rechts und links ins Gesicht.

Büdel hatte gerade wieder seine Brille aufgesetzt.

Jetzt nahm er sie erschrocken wieder ab.

»O mein Gott, muss das sein ...«

Sibilla war um das Bett herumgegangen, hatte ihre Tasche in die Mitte geworfen, ließ sich in die Kissen fallen und verbarg ihr Gesicht.

»Ja«, sagte Jeroen, »offenbar muss das sein.«

Er legte sich wieder auf den Rücken, neben Sibilla, und schwieg.

Er konnte ihr Parfum riechen und meinte, dazwischen den Geruch des fremden Mannes zu wittern. Er wollte sie anfassen, nur berühren, eine Geste der Versöhnung, aber er schaffte es nicht.

Sibilla richtete sich auf, suchte etwas in ihrer ledernen Umhängetasche, die immer noch feucht war vom Regen.

Dann hielt sie es ihm hin. Ein Kuvert.

»Was ist das?«

Sie nahm den bunten Umschlag heraus: »Ein Flugticket.« Aber Jeroen griff nicht zu.

»Nach Tokio!« Als er immer noch nicht reagierte, sprach sie weiter.

»Er hat sich ein Haus gekauft in Japan. Ich soll ihn begleiten.«

»Wie lange?«

»Zwei, drei Wochen.«

Nimm mir doch das Ticket weg! Hörst du nicht?, dachte Sibilla. Nimm es mir aus der Hand, zerreiße es, wirf es fort, sag nein! Das ist deine Chance ...

Aber Jeroen sah die Chance nicht.

»Du hast deinen Job, Sibilla. Du kannst nicht weg. Hast du ihm nicht erklärt ...«

Sie unterbrach ihn: »Er weiß es.«

»Und?«

Sie hob hilflos die Schultern, hielt ihm immer noch das Ticket hin, wollte es los sein ...

»Tokio!«

Jeroen hatte plötzlich einen Einfall: »Da sitzen Sukashi und Barnell. Die haben seit Jahren nichts veröffentlicht. Es heißt, sie untersuchen den ständigen Fluss der Boten-RNS vom Zellkern zu den Ribosomen und deren Steuerung durch den genetischen Apparat ...«

Sibilla starrte Jeroen fassungslos an.

»Wenn man an die beiden herankäme«, fuhr er fort, »persönlicher Kontakt ... Tokio ...«

»Okay«, sagte Sibilla, fasste einen Entschluss, packte das Ticket in die Tasche und stand auf.